

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

148 (28.6.1930) Die Mußestunde

armeligen Gales niederließ, das unter den mächtigen Steinae wölben der Stadtballe ruhte, gegenüber der mittelalterlichen Stange der ungeduldeten Kaffeeblätter. Muffel schwingt sich leicht empor, flügendes Gebrüll italienischer Gegenwart vor der kalten Vergangenheit.

Besorgnis, die Besorgnis mit den eilen, webenden Demutlichen, gehen mit ihren Mädchen an Nathanael vorüber, die Treppe herunter, und auf der Straße drehen sie sich langsam weiter. So haben tansen miteinander auf offener Straße, und die Mädchen weilen sich hinter ihnen, kofelt und würdig auf ihren hohen Wädhern. Kein schiffischer Zwang vermag dich süßlich freies Blut zu erfrischen, denkt Nathanael allfächlich und neidlich.

Bezaubert folgt er, folgt durch die ganze weite Stadt, bis hinaus in die Außenbezirke, wo vor weißen, verfallenden Häuschen feiernde Männer und Frauen hocken, schlafende Kinder in dürftigen Armen beugend. Folgt und folgt den Mädchen, hört die hohen Stimmen der Frauen, das erregte Flüstern der Männer.

Zwischen zwei weißen, feierlichen und verfallenden Willen taucht eine Bretterwand auf, bunt belebt: Cinema. Ein altes Weibchen gibt den Mädchen Eintrittskarten; sieht überprüfend den Fremden an: „Uno Vira, Signore“.

Nathanael staunt: Ob! — kein Gang, keine Treppe, keine Logen, keine Platanenweiserinnen. Ein Garten ist Saal und Theater. Bänke hintereinander gestellt, rückwärts hinter der letzten Reihe in einer großen Hofkiste auf einem Wagen ist der Vorführungsapparat, und wenn man sich umwendet, streift das Licht knapp über den Köpfen der Zuschauer hinweg. Aber gegenüber, hinter der auf Holzleisten gespannten Leinwand, breitet sich eine ungeheure Kuffel: der Apparat. Der weiße, volle Mond hänet mit feinem Licht über dem Schattentheater, beleuchtet die Silhouetten der Figuren, die ihre Zweige vor dem nächsten Himmel breiten, nicht über dem feinen Vierter der Leinwand. Die Bilder des alten Films sind etwas verzerrt, vielleicht aber auch nur so dämmerig, weil der volle Sternenhimmel über dem Garten steht und die Gewalt des matten Mondes härter ist als das elektrische Licht.

„Luce! Luce!“ schreien die Leute, und der Mann am Apparat bemerkt sich, sein Licht heller leuchten zu lassen. Die große Grandezza der Schauspieler ist so rührend hilflos vor der Hebermacht dieser Natur; und die tragische Schauergerichte von weißen Jungfrauen und schwarzen Mäubern ist menschlich so winzig und traurig.

Nathanaels Seele strahlt, er fühlt seine Augen weit werden in der Luft dieser Stunde und des fremden Landes. Wie er schwärmend sich umblüht, sieht er, daß eine der weißen Willen mit dem Balken in den Garten schaut.

Eine Frau oder Mädchen, das leidene Tuch der Italienerinnen um die Schultern geschlungen, hält den Arm auf das Gitter des Balkons. Aus der Zimmertür hinter ihr fällt Licht auf das Haar und die Hände. Sie ist allein und genießt gratis das Kino.

Leise schwingt sie den varierten Fächer. . . Nathanael stirzt aus dem Dunkel des Gartens empor, umschließt mit lächerlichem Verlangen diese fremde Gestalt. Als sie unter der beiläufigen Hoptose seines phantastischen Verlangens, sieht sie nicht auf ihn, auf Nathanael; und fiel nicht in diesem Augenblick eine Blume vom Rand des Balkons oder aus ihrer Hand? Eine Welle von Künheit hebt den Jungen empor, mit langen Schritten eilt er aus dem Garten: die Tür des Hauses nebenan ist offen, heraufstehend taucht er eine dunkle Treppe hinauf. Geräusch, eine Zimmertür öffnet sich — vor ihm steht im Licht mit entbreiteten Armen die Frau vom Balkon.

„Emanuele! Emanuele!“
Nathanael stolpert vorwärts, der Atem stockt ihm vor Hoffnung und Zweifel: da reißt sie die großen, schwarzen Augen im weißen Gesichtchen auf und schreit: „Un uomo! Un rubatore! Ein Mann! Ein Dieb!“

Nathanaels Hände sinken schlaff nieder. . . Schon hat sie einen Befehl hinter der Tür ergriffen, Kinder brüllen irgendwoher, und ehe Nathanael sich bemerkt, treibt ihn die Amazone mit dem Befehl die dämmerige Treppe hinunter, zum Tor hinaus.

Noch auf der Straße hört er: „Emanuele! Un rubatore!“ und unverständliches Geschnatter von unbekanntem bösen Worten und Lacht und lacht. . .

Gebt fröhlich heimwärts durch die laue Stadt, heimwärts in sein jazzdurchtobtes Hotel, hinauf in sein einsames Zimmer im Hotel.

Ein Millionenjähriger erzählt

Sie wollen wissen, woher ich komme und wie ich auf diese einsame Sandbank gekommen bin? Gerne, mein Herr, ich bin zwar nie an eins gewöhnlicher, weißgrauer Kieselstein, flach und abgeflachten von meiner langen Wanderung, aber trotz meines hohen Alters habe ich noch ein ganz ausgezeichnetes Gedächtnis und werde mich bemühen, Ihnen ungefähr meinen Lebenslauf zu schildern:

Meine Geburt liegt allerdings schon etliche Jahrtausende zurück, ob drei, vier oder zehn ist ja schließlich ganz nebensächlich. Damals schlutete um die heutigen Alpenreste ein warmer, tropischer Ozean, aus dem nur die höchsten Spitzen wie kleine Inseln herausragten. In diesem warmen Meeresmeer wurden wir Kiesel von unseren Urmuttern, den kleinen Korallenleichen, langsam geboren. Jeder Zentimeter brauchte Jahre, aber man hatte damals Zeit und es war dennoch nie langweilig, denn es lebte in diesem Meer eine ganz andere Gesellschaft als hier in dem elenden Rinn-

sal, das Sie als Strom bezeichnen. Da schwammen schon in meiner frühesten Jugend riesige, bunte Fische um mich herum, es wimmelte von Wasseranochern aller Art, man frass und wurde gefressen, dazu gab es prächtige Vulkanausbrüche und Erdbeben und bei einem solchen Beben wurde auch mein Urort, das Weitersteinsmassiv, um einige hundert Meter hochgehoben. Da hatte ich plötzlich Sonne, Aussicht und etliche hunderttausend Jahre Gelebenheit, das Sinken des Meeres unter mir zu beobachten. Das ging sehr langsam, mein Herr, und während sich unten das Wasser immer tiefer durch die neuen Täler fraß, begann bei uns oben allmählich die Zerstörung. Schnee und Eis nistete sich in den kleinen Spalten ein und eines Tages kollerte ich mit einem Riesenschiff an tausend Meter herunter!

Als ich von dem Chot wieder zu mir kam, war ich zum erstenmal selbständig, ich hatte die Größe eines Zehners und begann jetzt meine Wanderung. Zuerst wurde ich bei einem Wollenbruch von meiner Geröllhalde in einen Abhang geschwemmt und rollte in etlichen Jahrhunderten bis in den Inn. Dort ging es viel langsamer vorwärts, manchmal lag ich ein paar tausend Jahre auf dem gleichen Platz, bis ich mich wieder vorwärts bewegen konnte. In der Donau wurde es noch langsamer, überdies hatte ich noch, ich wurde bei einem Hochwasser im Trudeln. Da mußten Bäume über mich und lag jetzt lang auf meiner Reife schon ganz vergessen, als ich bei einer großen Heberhebung neuerlich fortgetragen wurde. Seitdem wiederholt sich immer das Gleiche, ich wandere von einer Sandbank zur anderen. Auf dem Platz hier liege ich schon seit dem verangenen Frühjahr und es ist mir außerordentlich angenehm, daß Sie gerade mich unter meinen Brüdern bevorzugt und mir für meinen Bericht eine kleine Gefälligkeit erwiesen werden.

Wenn ich bitten darf, dann werfen Sie mich jetzt recht weit in den Strom hinaus, denn ich halte die Hitze und befürchte überdies, daß mich eine der Schaufeln fangen könnte, mit denen man hier Schotter auf die Zubrücke wirft. Vor einer solchen Unterbrechung meiner Reise habe ich Furcht, denn ich las jetzt einige Zeit neben einem Kiesel, der dreihundert Jahre in einem Haus eingemauert war und erst entkam, als es abbrannte. Er hat mir ernstlich Angst gemacht, denn auch ich wäre vor kurzem in ernstlich Gefahr geraten. Damals lag ich einige Meter flussaufwärts ein Feuer geraten. Da kamen einige Männer, die nur mit Fellen bekleidet waren, sie schlugen auf einen hölzernen Tisch los und brannten dann knapp neben mir ein Feuer an — ich werde diese furchtliche Hitz nie vergessen! Also wenn ich bitten darf, dann werfen Sie mich recht weit hinaus! Vielen Dank voraus!

Dr. Volkmar Stro.

Das Hufeisen

Eine anspruchslose Geschichte von Roland Betti

Wir veröffentlichen anlässlich der Aufführung der Komödie „Salbermores letzte Seelenwanderung“ im hiesigen Landestheater am Samstag, 28. Juni, folgende kleine Skizze des in Nordstube lebenden Schriftstellers.

Erna Belten fand eines Morgens mitten auf dem Strassenpflaster ein altes Hufeisen. Es war gewiß, daß irgend ein abgetriebener Droschkenknecht das Hufeisen beim Solieren verloren hatte. Erna Belten aber war 19 Jahre alt, ein verliebtes Mädchen und somit abergläubisch. Sie nahm das Hufeisen auf und barg es in der rotenmappe. Ein Hufeisen bedeutet Glück, jubelte sie, schmückte zu Hause das rostige Ding mit einem blauen Bändchen und hing es an einen Bilderrahmen.

Sie wartete nun, daß bald das Hufeisen Glück käme und es kam auch. Abends lernte sie im Theater während des Zwischenaktes einen Herrn kennen. Er nannte sich Baron Altenberg. Als Erna Belten ihn verstohlen betrachtete, glaubte sie, ihn schon irgendwo einmal gesehen zu haben. Sie wußte nur nicht wo. Sie kamen sehr bald in ein eifriges Gespräch und es erwies sich, daß Kurt von Altenberg ein in der Tat gebildeter Mensch war. Er hatte schon das Klängeisen und sie mußten sich verabreden, nicht ohne für den nächsten Tag ein Stellbischen zu verabreden.

Als Erna Belten zu Hause in ihrem Zimmer allein war und sich ausstreckte, betrachtete sie mit einem süß sinnenden Blick das rostige Hufeisen, das am blauen Bande an der Wand hing. Hufeisen bringen Glück!

In der Nacht träumte sie von Baron Altenberg. Am anderen Tage ging sie erwartungsvoll zum Stellbischen an die Normaluhr, wo der junge Baron schon auf und ab posierte. Sie fuhren ins Freie, um dort im Grünen einen Spaziergang zu machen. Im Laufe dieses sommerlichen Nachmittags ging das Hufeisen glück Erna Belten in Erfüllung. Der Baron erklärte ihr seine Liebe und sprach davon, am anderen Tage wollte er zu ihren Eltern gehen und um ihre Hand anhalten.

Erna Belten schwamm in Glückseligkeit. In dieser Nacht schlief sie nicht. Mehrmals stand sie auf, nahm das gute, liebe, alte, rostige Hufeisen von der Wand und streichelte es ärtlich. Na, wenn dieses Hufeisen nicht aweien wäre! Gott segne den pfaffenmüden Droschkenknecht, der das Hufeisen verloren hatte! — Einige Tage später sollte in der Tat die Verlobung stattfinden. Erna Belten war voll des Glücks.

Kurt von Altenberg verlor seine Braut zur Verlobung einen kostbaren Brillantschmuck zu kaufen und erkundigte sich bei ihr, wo er solchen Schmuck am besten erwerben könne, da er in der Stadt zu wenig bekannt sei. Es muß nun erwähnt werden, daß der Onkel Erna Belten ein vornehmes Juweliersgeschäft in einer

der Hausstraße betrieb und zu den letzten Jahren der Stadt zählte. So schlug denn Erna vor, ihr Bräutigam solle den Schmuck bei demselben Onkel kaufen. Kurt von Altenberg machte am gleichen Tage auch schon mit seiner Braut einen Besuch bei dem Juweliersonkel. Kurt verbrachte in den nächsten Tagen zu kommen, um einen vornehmen Brillantschmuck zu kaufen. Sie tranken noch gemeinsam den Nachmittagskaffee und der Onkel wurde im Laufe des Gespräches recht aufgetraut und erzählte allerlei heitere Stoffe und Scherze, wie das ältere Herren mit Vorliebe zu tun pflegen.

So lagen das rostige Hufeisen glück Erna Belten in vollster Ordnung. Einige Tage darauf ging Kurt von Altenberg denn auch wirklich zum Juweliersonkel und ließ sich von ihm allerlei wertvolle Schmuckstücke vorlegen. Ein kostbares Kollier im Werte von siebentaufend Mark gefiel ihm besonders und er äußerte die Absicht, es zu kaufen. Da ihm der Onkel auch zusprach und den Schmuck als äußerst preiswert bezeichnete, griff der Baron nach seiner Brieftasche und legte sieben Tausendmarktscheine auf den Ladentisch. Nun fiel ihm aber ein, er wolle auch einmal die wertvolleren Stücke des Onkels sehen. Da ging der alte Herr in sein Privatort und brachte bald darauf ein kostbares Halsgeschmeide, das er dem Baron mit ätzenden Sänden entgegenhielt. Kurt von Altenberg betrachtete den funkelnden Schmuck und geriet in helle Begeisterung. Das mißte Erna zu ihrem grüßlichen Freude, als er nach dem Preis fragte und hörte, es sei ein wenig zu erschrecken und legte ein namtschelmisches Lächeln auf. Er schien noch einige Zeit wie in Gedanken und überlegungen verfunken und sprach dann, er würde diesen wunderbaren Schmuck gerne seiner Braut kaufen; der Preis sei aber doch ein wenig hoch und ob er, als künftiges Familienmittel, nicht einen Ausnahmepreis erholten könne. Als er so mit dem Onkel verhandelte und dieser sich auch schon bereit erklärte hatte, mit dem Preis von 3000 Mark herunterzugehen, trat ein Polizeileutnant in den Laden. Als er den Baron sah, geriet er in helles Erstaunen, trat fröhlich lachend auf ihn zu und begrüßte ihn aufs herzlichste. Es zeigte sich, daß die beiden gute, alte Freunde waren und der Polizeileutnant hat den Baron sofort, er möchte ihn unbedingt heute noch auf dem Amt bei der Kriminalpolizei belassen; sie könnten dann anschließend einen gemütlichen Abend verleben.

Kurt von Altenberg, der immer noch den Schmuck anmüßigen in der Hand hielt, sprach nun zu dem Polizeileutnant, er möchte sich doch nur einen Augenblick gebühnen, er wolle sich nicht recht entschließen, den Schmuck zu kaufen und hörte, wie er nun zwei Strahnenquadrat zu seiner Braut, um ihr den Schmuck einmal zu zeigen. Den zuerst gelaufenen Schmuck und die sieben Tausendmarktscheine ließ er zurück und erbat sich vom Onkel die Erlaubnis, den Schmuck auf einige Minuten mitnehmen zu dürfen. Sein Freund würde hier solange warten. Der freundliche Onkel willigte gern ein und während der Abwesenheit des Barons bediente er den Polizeileutnant, der ein Paar silberne Manchettenknöpfe kaufte. Auf die Rückkehr des Barons wartend, erzählte der Leutnant allerlei aus dem Leben seines Freundes, sprach von seinem ungeheuren Reichtum, jodas der Onkel schon im stillen wieder bereute, den Schmuck um 3000 Mark billiger gelassen zu haben.

So verging eine Viertelstunde, aber der Baron kam nicht. Der Juwelier fing an unruhig zu werden und auch der Leutnant gab vor, nicht mehr lange warten zu können. Zwanzig Minuten nach fünf und der alte Onkel wurde immer nervöser. Aufgeregt lief er im Laden hin und her und schaute fortwährend nach der Uhr. Schon wollte er den Leutnant bitten, einen Augenblick im Laden zu bleiben, damit er einmal schnell in die Wohnung der Braut eilen könne, da klinkelte wieder die Ladentür und ein unierster Herr trat ein. Er machte ein merkwürdig freudiges Gesicht, trat auf den Juwelier zu, öffnete den Rock und wies sich damit als Geheimpolizist aus.

Darauf wandte er sich dem Polizeileutnant zu und erklärte ihn rundweg für verhaftet. Er sei kein Polizeileutnant, sondern ein ganz geriebener Schwinbler und seinen lauberen Genossen hätten sie auch schon fest.

Der Juwelier war bleich geworden und hielt sich am Ladentisch fest.

Der Geheimpolizist führte den Juwelier auf. Der angebliche Baron und dieser laubere Polizeileutnant hier seien zwei berühmte Hochstapler, denen die Polizei schon lange auf den Fersen sei. Während er so zu dem Juwelier sprach, glaubte der Gauer eine Gelegenheit gefunden zu haben, um zu entkommen. Er sprang mit einem Satz zur Ladentür und wollte ins Freie. Aber wie blieb die Hand ihm der Beamte gefast und legte ihm Handgefäße an. Er fragte darauf, wo der Beamte gefast und immer nervöser. Aufgeregt erwiderte er, daß er den Juwelier, ob der Baron etwa irgend etwas beabsichtige. Der Beamte forderte ihn auf, ihm die Scheine zu zeigen, und als er sie eine Zeitlang aufmerksam beäugt hatte, bot er, ihm doch zum Vergleich andere Tausendmarktscheine zu zeigen. Der Juwelier holte aus seinem Privatort mehrere Tausendmarktscheine und der Beamte zog nun eine Lupe aus der Tasche und nahm eine gründliche Untersuchung vor. Schließlich hielt er die Scheine, vom Baron besahnten Scheine hoch, behauptete mit Bestimmtheit, sie seien gefälscht und erklärte sie für beschlagnahmt. Er forderte den Verhafteten auf, mitzukommen und rebete noch dem entsetzt dreinschauenden Juwelier auf, er möchte doch, wenn möglich in einer halben Stunde gleich nachkommen zur Kriminalpolizei, damit das Verhör aufgenommen werden könne.

Finsternis drückte sich auf den Verhafteten am Rodarmel, wühlte auf der Straße ein Auto heran und fuhr ab.

Als der Juwelier später auf die Kriminalpolizei kam, war von dem ganzen Vorfall nichts bekannt. Der Juwelier war das Opfer

einer verheerenden Pande geworden. Die Untersuchungsrichter, die als Beweismittel vor dem Gericht vorgebracht wurden, waren von besahnten falschen Scheine mit edlen veräußert und diese mitgenommen hatte; denn in der Kasse des Juweliers fanden sich sieben gefälschte Scheine; dafür waren sieben echte Scheine verschwunden und obenbein der wertvolle Brillantschmuck. Erna Belten meinte sich die Augen rot und wollte sich nicht trösten lassen. Das war nur Scheinbar; ihr junges Herz würde auch vielen Kummer siegreich bestehen.

Das Hufeisen mit dem blauen Bändchen aber verwünschte sie und schenkte es ihrer Freundin zum Geburtstag.

Welt und Wissen

Sonnenflecken und Wetter. Lange hat sich die Wissenschaft dagegen gestäubt, den Sonnenflecken, diesen „Schönheitsflecken“ auf dem Antlitz unseres Zentralgestirns, eine Einwirkung auf das Erdenwetter auszusprechen. Der blöde Aberglaube der Astrologie, daß man angeblich aus der Stellung der Flecken das Schicksal eines Menschen herauslesen könne, ist zum großen Teil daran schuld. Durch neuere Forschungen wurden aber die alten Beobachtungen und Vermutungen, daß es einen Einfluß der Himmelskörper und besonders der Sonne auf das Erdenleben gibt, bestätigt. Es ist heute mit absoluter Sicherheit bekannt, daß außer Sonnenlicht und Sonnenwärme auch gewisse Strahlen der Sonne auf die Erde einwirken, die Veränderungen komplizierter Art in den höheren Luftschichten hervorrufen und besonders den elektrischen Zustand der Luftbille ändern. Wenn nun die Strahlung der Sonne insoweit besonders starker Sonnenfleckenanammlung gewissermaßen schwant, so muß auch eine Änderung im Zustand unserer Erdatmosphäre eintreten. Ernten, Wetter und das ganze Wohlergehen der Menschen sind davon abhängig. Die Einwirkungen können, wie Beobachtungen gezeigt haben, katastrophal sein. Regenfälle verzöhen Bränden und Waldbrände, Wirbelstürme große Städte, und an manchen Stellen wird die ganze Ernte vernichtet. Schon lange ist es bekannt, daß solche für uns gefährlichen „magnetischen Stürme“ auf der Sonne periodisch auftreten. Wir kennen unter anderem eine elfjährige Sonnenfleckenperiode. Aufgedeckte Karten von Sonnenflecken der Polarlichter um, zeigen eine verblüffende Regelmäßigkeit. Das letzte „Katastrophenjahr“ rechnete vorausberechnet. Das letzte Sonnenfleckenmaximum war 1927/28, das durch große Unwetter und vieles andere noch in unangenehmer Erinnerung ist. Wir dürfen also mit Recht hoffen, daß in den kommenden Jahren wieder „normales“ Wetter und am Trost, auch ich ö n e S o m m e r e sein werden.

Experimentelle Methoden in der Kriminalpsychologie

Ul. Entnommen der empfehlenswerten Zeitschrift „Mrania“ Probehefte stellt der Verlag in Tena gern zur Verfügung.

In der sogenannten „T a t b e s t a n d s d i a g n o s e“ hat man auf experimentellem Wege versucht, Verbrecher zu ermitteln. Man achtet dabei in der Weise vor, daß man dem Verdächtigen einfache Worte ausruft, auf welche er mit einem ganz bestimmten, ihm zu erft einfallenden Worte zu antworten hat. Affoziationsverläufe stehen nämlich erkennen, daß bei solchen Zurufen immer die gerade in höchster Bereitlichkeit liegende Vorstellung sich zuerst entlockt. So wird a „B.“ auf den Zuruf „Vater“ gewöhnlich immer mit dem Wort „Mutter“ geantwortet, das in engster Affoziation (Verknüpfung) mit dem Wort „Vater“ steht. Wächst man nun unter die Zurufsworte unauffällig einige, die sich auf das Verbrechen beziehen, so steigt der Verbrecher da mit der Antwort an. So wird man durch „Verlängerung der Reaktionszeit“. Das ihm zuerst einfallende Wort bezieht sich auf sein Verbrechen. Deshalb wird es es nicht sagen, um damit nicht sein Wissen um die Einzelheiten des Verbrechens preiszugeben und sich so zu verraten. So verdrängt er das gefährliche Wort und sucht nach einem anderen, harmloseren. Das braucht aber Zeit, und so verlängert er die Reaktionszeit, d. h. die Zeit zwischen dem Reizwort und seiner Antwort darauf. Die Reaktionszeit wird aber auch verlängert durch die Gefühlsvorgänge, die das verhängnisvolle Wort in ihm hervorgerufen hat. Wiederholt man sofort das Ganze, so zeigt sich, daß die Antworten auf die harmlosen Reizworte die gleiche Reaktionszeit aufweisen, wie in der ersten Versuchsreihe. Die Antworten auf die verhängnisvollen Worte sind aber meist, da sie ja nicht in der natürlichen Affoziationsreihe lagen, sondern erst konstruiert werden mußten, inzwischen meist wieder vergessen und so bleibt die Reaktionszeit verlängert. In diesem Umstand liegt man nun einen Beweis dafür, daß der Angekludigte mindestens etwas, was sich auf das Verbrechen bezieht, verheimlichen will.

Eine andere Methode ist die, daß man dem Verdächtigen eine Geschichte vorliest, in der von einem ähnlichen Verbrechen die Rede ist. Der Angekludigte wird dann aufgefordert, die gehörte Geschichte nachzuerzählen, wobei dann der wirkliche Verbrecher daran zu erkennen ist, daß er insoweit von Vernehmungen Einzelheiten seines Verbrechens einmüßt. Aber diese Methoden erscheinen keineswegs einwandfrei; denn auch der Unschuldige kann rein aus Menschlichkeit bei solcher Prüfung Gefühle, die keine Reaktionszeit verlängern, hervorbringen. Und im zweiten Falle wird die Methode leicht dadurch durchkreuzt, daß die Presse bei jedem größeren Verbrechen sofort alle Einzelheiten mitteilt. Es könnte also der Fall eintreten, daß ein Verdächtiger nach diesem Verfahren für überführt erachtet wird, weil er solche Einzelheiten, die aber nur aus seiner Zeitungslektüre stammen, in seine mündliche Wiedergabe der Erzählung hineincarré beiteil hat.